

LITRA *l*DUKT



YANICK LAHENS

# *Mondbad*

*Roman*

Aus dem Französischen  
von Jutta Himmelreich

LITRA *l*DUKT

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische  
Daten sind im Internet unter <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Die Übersetzung aus dem Französischen wurde mit Mitteln des Auswärtigen  
Amts unterstützt durch Litprom e.V. – Literaturen der Welt.

# LITPROM LITERATUREN DER WELT

---

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms des Institut Français.

Erste Auflage 2025

Ungekürzte Ausgabe

Litradukt, Literatureditionen Manuela Zeilinger-Trier,

[www.litradukt.de](http://www.litradukt.de)

Das französische Original erschien 2014 unter dem Titel

»Bain de lune« bei Sabine Wespieser éditeur, Paris

© Sabine Wespieser éditeur, 2014

© der deutschsprachigen Ausgabe

Litradukt, Literatureditionen Manuela Zeilinger-Trier,

Trier 2025, [www.litradukt.de](http://www.litradukt.de)

Hersteller i. S. der EU-Produktsicherheitsverordnung (GPSR):

Litradukt, Literatureditionen Manuela Zeilinger-Trier

Christian-Eberle-Straße 4a, 54295 Trier, Deutschland

[info@litradukt.de](mailto:info@litradukt.de)

Aus dem Französischen von Jutta Himmelreich

Lektorat: Peter Trier

Umschlaggestaltung und Satz: Berliner Süden

Umschlagabbildung: Midjourney 6.1, 2024

Herstellung: CPI Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-940435-50-7

Die Fußnoten wurden vom Verlag in Absprache mit der Autorin  
und der Übersetzerin eingefügt.

Ich bin Atibon-Legba  
Mein Hut kommt aus Guinea  
Mein Bambusstock auch  
Mein alter Schmerz auch  
Meine alten Knochen [...]  
Ich bin Legba-Bois Legba-Cayes  
Ich bin Legba-Signangnon [...]  
Ich will für meinen Hunger Yams  
Tannia und Kürbis  
Bananen und Süßkartoffeln

René Depestre  
*Ein Regenbogen für den christlichen Westen*

\*

[...] hat er die Schönheit zerstört, die mich in die Betten  
der Lust hätte zurückfallen lassen können. [...]; ich gleiche  
dem Tod, dieser alten Mätresse Gottes.

Marguerite Yourcenar  
*Feuer*



*Nach drei wahnwitzigen Tagen auf Irrwegen liege ich hier, einem mir unbekanntem Mann zu Füßen. Das Gesicht zwei Finger breit dicht an seinen abgetragenen, schlammigen Schuhen. In der Nase Gestank, der mir fast den Magen umdreht. So widerlich, dass ich den Schmerz, der mir den Hals zuschnürt, und die wunden Stellen zwischen meinen Schenkeln fast vergesse. Ich kann mich kaum umdrehen. Komme nicht wieder auf die Beine. Kann nicht erst einen Fuß auf den Boden setzen, dann den anderen. Um mich auf den Weg nach Anse Bleue zu machen. Wie gern würde ich meine Beine in die Hand nehmen, wie gern nach Anse Bleue fliehen können. Nicht ein einziges Mal würde ich zurückschauen. Kein einziges Mal.*

*Aber es gelingt mir nicht. Es gelingt mir nicht mehr ...*

*Etwas ist vorgefallen, als der erste Tag des Orkans zu Ende ging. Noch kann ich mir nicht erklären, was passiert ist. Doch es hat mich gebrochen.*

*Obwohl ich nur geradeaus schauen kann und meine linke Wange direkt auf dem nassen Sand liegt, erfasst mein Blick, zu meiner Erleichterung, dass dieses Dorf so gebaut ist wie Anse Bleue. Dieselben schmalen Hütten. Alle Türen und Fenster geschlossen. Dieselben leprösen Mauern. Zu beiden Seiten desselben Morastpfads Richtung Meer.*

*Ich möchte aus meinem Bauch einen Schrei in meine Kehle hinaufholen und ihn ausspeien. Kraftvoll und laut. So laut und so hoch soll er aufsteigen, dass er die großen dunklen Wolken über mir zerreißt. Schreien und den Großmeister\*, Lasirenn\*\* und alle Heiligen anrufen. Könnte Lasirenn mich nur davontragen, weit weg von hier, auf ihrem langen Seidenhaar, damit meine schmerzenden Muskeln, meine klaffenden Wunden und meine von so viel Wasser und Salz ganz faltige Haut sich erholen können. Doch solange sie mich nicht rufen hört, kann ich nur die Zeit vertreiben. Mehr nicht ...*

\* Bezeichnung für den christlichen Gott im Voodoo.

\*\* Die Göttin, die Sterbende ins Wasser zieht und nach Afrika bringt.

Mit allem, was ich sehe.

Mit allem, was ich höre.

Mit allem, was ich rieche.

Mit jedem Gedanken, flüchtig, weitschweifend, berauschend. Bis ich begreife, was mir widerfahren ist.

Der Unbekannte hat sein Mobiltelefon aus der rechten Hosentasche gezogen: Nokia, eines von den Billigmodellen, die man im All-Stars-Supermarkt in Baudelet jetzt immer häufiger sieht. Aber er kam damit nicht zurecht. Er hat am ganzen Leib so stark gezittert, dass ihm das Ding aus der Hand gefallen und mir voll auf die linke Schläfe geknallt ist. Etwas weiter, und das Nokia hätte mir das Auge vollends eingedrückt.

Der Mann ist zurückgezuckt, hat entsetzt geschaut. Dann hat er sich zusammengerissen, hat sich langsam nach vorn gebeugt und die Hand ausgestreckt. Hastig hat er nach dem Telefon gegriffen und peinlich genau darauf geachtet, dass er mich nicht berührt.

Ich habe ihn flüstern hören, dreimal, tief bewegt und mit ersticker Stimme: »Ach, du meine Güte, ach, du meine Güte, ach, du meine Güte.« Ich habe seine Stimme noch im Ohr ... Sie verliert sich im wild aufgewühlten Meer hinter mir.

Die Bilder in meinem Kopf überschlagen sich. Sie prallen gegeneinander. Meine Erinnerungen sind wie die Algengirlanden, losgerissen, den schäumenden Wellen überlassen und in der Gischt zu panischen Tänzen getrieben. Gern würde ich die verstreuten Fetzen wieder zusammensetzen, einen an den anderen knüpfen und alles wiederherstellen können. Alles. Was davor war. Was lange zurückliegt, auch was gestern war. Und vor drei Tagen.

Jahr um Jahr.

Stunde um Stunde.

Sekunde um Sekunde.

In Gedanken wieder den Schulweg gehen. Ohne Dornen, ohne Bayahonda\*-Dickicht, ohne Flugzeug in der Nacht, ohne Brand. Den Weg wieder bis zu dem Wind hingehen, der mich an jenem Orkanabend bezaubert, berauscht. Und die Hände, die mir den Boden unter den Füßen nehmen. Mich fast zu Fall bringen.

\* Wildwachsener dorniger Strauch aus der Familie der Mimosengewächse.

*Meinen gesamten Lebenslauf zurückverfolgen, weil ich ein für alle Mal verstehen will ... Meine Ahninnen und Ahnen wieder in die Welt setzen, der Reihe nach. Bis hin zum franginen\*-Urvater, bis zu Bonal Lafleur, bis zu Tertulien Mésidor und seinem Vater Anastase. Bis hin zu Ermancia, zu Orvil und Olmène, mit ihrem Wasser- und Feuerblick. Olmène, deren Gesicht ich nicht kenne. Olmène, die mir seit jeher fehlt und die ich bis heute vermissen.*

*Solch ein Orkan! Solch ein Tumult! Auch Wind, Salz, Wasser muss man in diese Geschichte einbeziehen, nicht nur Männer und Frauen. Der Sand wurde gedreht, gewendet, umgewälzt, ein Drunter und Drüber. Als warte Ackerland darauf, dass man's besät. Loko\*\* blies drei Tage in Folge und hat die Sonne verschluckt. Über drei lange Tage hin. Der Himmel wird schließlich zunehmend heller grau. Milchig trüb hier und da.*

*»Tu nichts, was du später bereuen könntest«, hämmert meine Mutter mir ein. »Tu's nicht.«*

*Ich rede daher wie eine Alte. Phantasiere wie irr. Meine Stimme bricht tief in meiner Kehle. Auch das liegt an Wind, Salz und Wasser.*

\* Eine in Afrika geborene Person, die die haitianische Revolution von 1804 überlebt hat.

\*\* Gott des Windes.



Die ausweichenden Blicke der Männer, das leise Entsetzen in den Augen der Frauen, alles deutete darauf hin, dass mit diesem Mann zu Pferd ein ebenso furchtbarer wie gefürchteter Mensch nahte. Und Tertulien Mésidor lehrte uns in der Tat alle das Fürchten. Tertulien Mésidor ritt gern von Dorf zu Dorf, bis in die entlegensten Weiler, um seine Macht zu ermessen. Den Mut der Männer ein-, der Frauen Tugend abzuschätzen. Und sich der Unschuld der Kinder zu versichern.

Aufgetaucht war er aus den weichen Farben vor Tagesanbruch. Zu der Stunde, in der sich hinter den Bergen ein kräftiges Rosa zwischen Wolkenfetzen hindurch Bahn bricht und in vollem Galopp übers Land fegt. Er saß auf seinem aschgrauen Ross, trug, wie stets, einen eleganten breitkrepfigen Strohhut, über zwei hervortretende Augen gezogen. Am Gürtel hatte er ein Langmesser, im Schlepptau zwei weitere Reiter, ebenso bedacht und entschlossen zu Pferd wie ihr Herr.

Tertulien Mésidor nahm Kurs auf den Verkaufsstand mit den nach Innereien und verwesendem Fleisch stinkenden Fischen. Während er näherkam, unterhielten wir uns sehr laut. Wesentlich lauter als sonst priesen wir die Vielfalt der Fische, die Qualität des Gemüses und der Knollenfrüchte, ließen den Reiter dabei nicht aus den Augen. Je länger wir ihn im Blick behielten, desto lauter redeten wir. Dabei war unser frühmorgendlicher Lärm bloß eine Maske unter vielen, zur Tarnung unserer erhöhten Wachsamkeit. Als sein Pferd sich aufbäumte, erstarrten seine Begleiter und er zugleich. Er beugte sich nach vorn, flüsterte dem Tier ins Ohr und strich ihm über die Mähne. »Otan, Otan«, murmelte er besänftigend. Das Tier tänzelte auf der Stelle und schlug mit dem Schweif. Der Mann mit dem breitkrepfigen Hut wollte seinen Weg auf dem steinigen Pfad zwischen den Ständen fortsetzen. Gebieterisch stieß er dem Pferd seine Absätze in die Flanken und zwang es, fest am Zügel, die gewünschte Richtung einzuschlagen.

Nach wenigen Metern schon zog er die Zügel wieder an und kam erneut zum Stehen. So unvermittelt, dass die beiden anderen Reiter Mühe hatten, ihre ebenfalls nervös tänzelnden Pferde im Zaum zu halten. Tertulien Mésidor hatte soeben, inmitten all der Frauen sitzend, Orvil Clémestals Tochter Olmène Dorival ausgemacht, deren Lächeln einen Tag zerteilte wie die Sonne, während sie beiläufig den Saum ihres Rocks gerafft und ihn zwischen ihre Schenkel geschoben hatte. Zwei Augen entkleideten Olmène bereits, ohne dass sie auch nur den leisesten Verdacht schöpfte.

Das leichte Beben seiner Nasenflügel zeigte seinen beiden Begleitern, was sich hier anbahnte. Sekundenlang fixierte Tertulien Mésidor den Olmène Dorivals Quelle und ihre Blüte bergenden Streifen Stoff. Was ihm den Atem verschlug. Für Sekunden. Für wenige Sekunden nur. Die genügten, um ihm den Kopf zu verdrehen. Ihn in einen eigentümlichen Bann zu schlagen.

Das Verlangen nach Olmène Dorival überkam Tertulien Mésidor auf der Stelle und mit Gewalt und weckte Sehnsüchte nach ineinander verschränkten Beinen, nach flüchtigen Fingern, nach Handflächen auf Hüften, nach Düften von Farnen und feuchtem Gras.

Tertulien Mésidor mochte rund fünfundfünfzig Jahre alt sein. Olmène Dorival war kaum sechzehn.

Ihm gehörten drei Viertel des Landes hinter den Bergen. Er war ein *don*<sup>\*</sup>. Sie ging meist barfuß und trug, wenn überhaupt, nur Sandalen aus grobem Leder. Er war mehrfach in Port-au-Prince gewesen, war sogar weit übers Meer gereist und hatte mit Mulattinnen<sup>\*\*</sup> in Havanna Son<sup>\*\*\*</sup> getanzt.

Sie verließ Anse Bleues enge Grenzen nur, wenn sie ihre Mutter nach Ti Pistache begleitete, zum Fischmarkt, auf dem es nach Verwesung und Innereien roch und Fliegenschwärme wilde Kapriolen

\* Bezeichnung für einen Großgrundbesitzer.

\*\* *Mulâtre, mulâtresse* hat in Haiti keine abwertende Bedeutung und wird hier mangels Alternativen wörtlich übersetzt. Die Mulatten bilden in Haiti traditionell die Oberschicht.

\*\*\* Kubanische Musikrichtung, zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden.

schlugen. Oder, seit kurzem, etwas weiter weg, nach Baudelet, zum großen Markt dort.

Unüberprüfbare Legenden und hartnäckige Wahrheiten schwelten unter dem Namen Tertulien. Er habe gestohlen, hieß es, gemordet. So viele Frauen begattet, wie unser Bauern- und Fischerdorf zählt. Und so manches andere mehr ...

Ihrem monotonen Alltag entflohm Olmène Dorival nur dank der Götter, die hin und wieder über sie kamen und ihr Träume, Stimmungen, Farben und Worte bescherten.



Tertulien, die Zügel seines schönen aschgrauen Hengsts in der einen Hand, beugte sich nach vorn und strich seinem Tier mit der anderen Hand erneut über die Mähne. Lang konnte er jedoch nicht an sich halten und klatschte alsbald Richtung Olmène gebieterisch in die Hände. Wie ein Peitschenhieb klang sein Befehl für uns alle. Olmène Dorival bezog ihn nicht auf sich. Wir auch nicht. Sie, wir alle, hatten den Herrn nur gelegentlich gesehen, hoch zu Ross, auf staubigen Wegen unterwegs, oder auf der Galerie\* des Hauses Frétilton, direkt neben deren Geschäft in Baudalet. Olmène hatte ihn immer nur flüchtig wahrgenommen, aus gebührender Distanz. Er gehörte zu den anderen — den Siegern, den Wohlhabenden, den Eroberern —, nicht zu den in den Staub Getretenen, den Besiegten, wie sie. Wie wir. Arm wie Salz, *maléré*, unglücklich.

Olmène drehte sich um, sah hinter sich aber nur die alte Man Came, Heilkräuterverkäuferin, sowie Altéma, den Beinamputierten, am Boden dösend, und einen Jungen, der einen Esel am Zügel hielt. Da begriff sie, dem Blick dieses Mannes, dessen bloße Erwähnung die Augen ihres Vaters Orvil Clémestel verdunkelten, während zäher Speichel ihm im Munde zusammenlief, den er in hohem Bogen in den Staub spie, musste sie allein standhalten. Sie beschloss, sich blind zu stellen. Und taub. Sie neigte den Kopf leicht und schlang ihr Kopftuch enger um ihre widerspenstigen Zöpfe. Dann rückte sie zum Schein die von ihrem Vater und ihren Brüdern am Vortag gefangenen Fische — Schnapper, Fregattmakrelen, Papageifische — neben den Süßkartoffeln, den Yamswurzeln, den roten Bohnen und der Hirse in dem Korb zurecht, den ihre Mutter Ermancia und sie zu ihren Füßen platziert hatten. Sie hob den Kopf und schaute in die Ferne, vorbei an dem Mann zu Pferd, der bereits spürte, dass er alles wollte: die Handgelenke, den Mund, die Brüste, die Blüte und die Quelle. Und während sie

\* Veranda.

jeden Gesichtszug Tertulien Mésidors hinter den aus seiner Pfeife aufsteigenden Rauchkringeln kritisch musterte, legte Ermancia, gemeinsam mit ihrer Tochter, ihre Früchte aus eigener Ernte zum Verkauf aus.

Einer der beiden Reiter hinter Tertulien kam näher und machte Olmène auf seinen Herrn aufmerksam. Der nahm seinen Hut ab und bat Olmène, mit einem steifen Grinsen, Lächeln und Drohung in einem, ihm Fisch zu verkaufen. Er kaufte den gesamten Fang. Obwohl er, wie es verschiedentlich hieß, seit langem bereits keinen Fisch mehr aß. Vor Jahren hätte eine Fregattmakrele in Würzsud ihn fast ins Jenseits befördert. An jenem Tag aber hätte Tertulien alles gekauft. Was er auch tat. Anders als sonst, ließ er sich heute nicht lumpen und zahlte den Fischern und Bauern das, was ihre Ware wert war. Er kaufte Ermancia Hirse und Süßkartoffeln, rote Bohnen und einige Yamswurzeln ab, die die beiden Reiter hinter sich auf ihren Pferden verstaute. Wie wir alle hatte auch Olmène den einen oder anderen Lieferwagen, unter der Last von Waren aller Art gebeugte Pferde oder Esel gesehen, die das salzige Land durchquerten, hinterm fernen Fluss Mayonne abbogen, sich den Hang hinaufquälten und schließlich verschwanden, unterwegs zu Tertulien Mésidors stummem Anwesen. Wie wir alle, neugierig und neidisch zugleich, malte sie sich stillschweigend aus, was die Fracht wohl barg. Bekanntes und Unbekanntes, Dinge, die ihr Vorstellungsvermögen überstiegen. Die auch unseren Erfindungsgeist überforderten. Wenn in solchen Momenten ein Lächeln unsere Lippen verzerrte oder gar unsere Zahnlosigkeit offenbarte, konnten Olmène und wir einfach nicht anders als, zumindest sekundenlang, auf die Welt wütend zu sein. Wir konnten nicht anders, als Leuten, die uns aufs Haar glichen, zu grollen, weil wir unsere Wut an den Mésidors und ihresgleichen nicht auslassen konnten.

Die Hausangestellten, die sich wöchentlich einmal auf die Märkte in Ti Pistache, Roseaux oder Baudelet wagten, ließen zuweilen Sätze fallen, die unsere Neugier auf diese Welt anfachten. Obwohl wir, aus Anse Bleue und den Dörfern und Siedlungen ringsum, diese Welt mieden. Ebenso hartnäckig, wie sie uns auf Distanz hielt.

Ein Wechselspiel, das uns alle mit den Mésidors verband und sie, wider Willen, an uns kettete. Ein Wechselspiel, das wir, Sieger wie Gefangene, seit langer Zeit meisterlich beherrschten. Seit sehr langer Zeit.

Das heißt, zwischen den Mésidors, dem Wind, der Erde, dem Wasser und uns gärt eine uralte Geschichte. Keine Geschichte vom Anfang der Welt oder von irgendeinem Anbeginn der Zeit, nein.

Nur eine Geschichte der Menschen aus der Zeit, da die Götter noch nicht fern sind ... Da Meer und Wind ihre Namen aus Schaum, Feuer und Staub noch leise hauchen oder auch laut hinausschreien. Da die Ozeane eine klare Linie an den fernen Himmelsrand gezogen haben und blauschimmernd blenden. Und da die Sonne entweder gütig schwebt oder wie ein Schicksals-schlag drückt.

Eine Geschichte von Aufruhr und sehr banalen Ereignissen. Von Wut und Hunger manchmal. Mitunter von jubelnden, verzückten Körpern. Dann wieder von Blut und Stille.

Und zeitweise von purer Freude. So ungetrübt ...

Eine Geschichte, in der eine neue der alten Welt schon aufsitzt. Die alte Welt rüttelt und schüttelt, wie man es von den Göttern sagt, die einen lebenden Christenmenschen\* reiten ...

Fest steht jedenfalls, dass an diesem anbrechenden Tag in Ti Pistache, unweit von Anse Bleue, dem Dorf aus Tuff, Salz und Wasser am Fuß der hohen haitianischen Berge, das Blut des Gutsherrn Tertulien Mésidor heftig in Wallung geriet, als er das Bauernmädchen Olmène Dorival auf jenem entlegenen Landmarkt vor einem Korb mit Fisch, Gemüse und Knollenfrüchten lässig und unbekümmert auf seinen Fersen hocken sah.

\* Bezeichnung für einen Menschen.



Die Mésidors, ganz im Osten, jenseits der Berge über Anse Bleue, gierten seit jeher nach Land, nach Frauen und nach Besitz. Ihr Geschick hatte sich vierzig Jahre vorher mit dem der Lafleurs und deren Nachkommen, den Clémestals und Dorivals, gekreuzt. An einem Tag im Jahr 1920, als Anastase Mésidor, Vater von Tertulien Mésidor, Bonal Lafleur, Großvater von Olmène Dorival, um die letzten Hektar seiner Ländereien erleichterte, auf denen im Schatten von Ulmen, Mahagonibäumen und Mombinpflaumen Kaffee gedieh. Das Land hatte Bonal Lafleurs Mutter ihm vermacht, gebürtig nicht aus Anse Bleue, sondern aus Nan Campêche, sechs Kilometer entfernt von den Bergen südlich des Dorfs Anse Bleue.

Auf der Hochebene hatte Anastase Mésidor sich die besten Landstücke bereits einverleibt. Und er war auf weitere Gebiete aus, die er teuer zu veräußern gedachte an Abenteurer und Freischärler aus Übersee, etwa die der United West Indies Corporation, die zeitgleich mit den Marines über die Insel hergefallen waren, in der Gewissheit, mit Landgütern wie den Fincas in Santo Domingo oder den Haciendas auf Kuba gutes Geld und aus uns endlich zivilisierte Bauern zu machen: Christen mit sauberen, gekämmten Haaren und Schuhen an den Füßen. Gezähmt zwar, doch landlos. »Niemals!« – dieses Wort hatte Bonals Mutter Solanèle Lafleur ihrem Sohn gegenüber Dutzende Male wiederholt, hatte dabei ein Kreuz auf den Boden gezeichnet und mit lebhaft ausladender Geste auf die steilen Berghänge gedeutet. Dort oben, in den *dokos*, wo der Ahnengeist der *marrons*\* noch weilte. »Land, mein Sohn, die Erde ist dein Blut, dein Fleisch, dein Gebein, hörst du!«

Anastase Mésidor hatte zwei Brüdern aus Roseaux, Pauléus und Clévil, die sich erdreistet hatten, ihm die Stirn zu bieten, ein schlimmes Schicksal bereitet. Im frühen Morgennebel waren

\* *Dokos*: abgelegene, verborgene Orte, die Aufständischen nach der Unabhängigkeit als Zuflucht dienten. *Marrons*: flüchtige oder aufständische Sklaven.

sie, unterwegs zu ihrem Stück Land, verschwunden. Den einen fand man am Hügel Morne Peletier, an einem Mangobaum aufgeknüpft wie eine verrenkte Puppe, den anderen, von Schweinen halb aufgeessen, an der Straße von Ti Pistache nach Roseaux.

Wir Lafleurs galten als unerreichbar und mit mächtigen, gar gefährlichen *points*\* ausgestattet. Im Umkreis von Kilometern beneideten viele uns um diese Macht, die ihnen beispiellos erschien. Grenzenlos. Dieser solide Ruf indes half nichts gegen Anastase Mésidor's hartnäckiges Angebot: Bonal Lafleur wurde eines Morgens dazu gedrängt, sich zähneknirschend von seinen Ländereien zu trennen, in Gegenwart eines Landvermessers mit schwarzem Filzhut und eines Notars in einem dunkelgrauen, zu eng sitzenden Dreiteiler.

Nach einer Verlesung, beginnend mit den Worten »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Republik Haiti« und endend mit »hier kollationiert« machten Anastase Mésidor, der Notar und der Landvermesser Bonal klar, dass er fortan nicht mehr Landbesitzer war.

Bonal Lafleur hatte kaum den Abdruck seines tintengeschwärzten Daumens aufs Papier gebracht, da forderte er von Anastase Mésidor, was ihm zustand. Schließlich hatte er ihm, schweren Herzens, den größten Teil des Grundbesitzes der Lafleur-Erben verkauft, in den ausgedehnten, fruchtbaren Ebenen, umringt von den Anse Bleue im Süden überragenden Höhen. Deren Flanken noch grün waren, sehr grün, auch wenn die eine oder andere helle Strähne den dichten Bewuchs bereits durchzog.

Zu Bonals großer Überraschung zahlte Anastase Mésidor mit einem breiten Lächeln auf den Lippen bar. Ein Almosen, das Bonal sich mit einer ganzen Schar anderer Anwärter würde teilen müssen, deren Berechtigung nicht zweifelsfrei feststand. Beim Anblick seines tintenfleckigen Daumens erinnerte Bonal sich an die Streitereien mit der langen Reihe von Geschwistern, Cousins, Cousinen, Kindern aus erster, zweiter, dritter Ehe und allen anderen. Nicht zu vergessen all jene, die aus dem Umland auftauchen würden, sobald sie von dem Verkauf erführen. Eines

\* Von Voodoo-Priesterinnen und -Priestern verliehene Kräfte.

Tages hatte er aufhören wollen, die Berechtigten zu zählen, als ein Zwist zwischen zwei Familienzweigen beinahe blutig mit Macheten ausgetragen worden wäre. Wobei jede Streitpartei jeweils mit ihrer scharfen Schneide das Ereignis in Erinnerung rief, das einst die Grenzsteine gesetzt und Grenzlinien gezogen hatte. Doch auch wenn Bonal zu zählen aufgehört hatte, zerfiel das Land in immer kleinere Parzellen.

Da die Begebenheit Bonal wieder einfiel, als er die Notarskanzlei verließ, schüttelte er unter seinem eingesunkenen Strohhut mit der zerfransten Krempe den Kopf und vergewisserte sich zugleich tastend der Geldscheine in seiner rechten Hosentasche.

Diese Erinnerungen spannen in seinem Kopf ein Gewirr aus düsteren Pfaden ins Nirgendwo. Ein leichter Schwindel überkam ihn. Und da war vor allem die Erinnerung an Anastase Mésidors Lächeln. Unaufrichtig. Zu schön, um wahr zu sein. Ein Lächeln, das ihm kalte Schauer über den Rücken trieb. Ein Lächeln, das nichts Gutes verhiß. Er empfahl sich für einen Augenblick dem Großmeister ganz oben und seufzte mit trockener Kehle. Doch Gott, der Großmeister, war viel zu fern, um seinen Durst stillen zu können, weshalb Bonal erneut nach seinen Geldscheinen tastete und sich für ein paar Schlucke guten Clairins entschied. Nicht für einen dieser billigen, mit Kräutern, Gewürzen und Rinden aromatisierten Trepés. Nein. Ein guter Clairin sollte es sein, der ihm, ganz ohne Zusätze, Zunge und Kehle verbrennen, seine Seele inmitten herrlicher Flammen erwecken und sein Leben zumindest für wenige Stunden in eine hell erleuchtete Straße verwandeln würde. Ohne Dornestrüpp. Ohne Unterholz. Ohne Mesquitebäume. Ohne Anastase Mésidor. Ohne lästige Verwandte. Schmächtig, die Beinmuskeln ausgeprägt, schritt er, das Kinn leicht nach vorn geschoben, entschlossen Richtung Baudelet.

»Wie viele Sprösslinge die Männer alle haben! So viele Nachkommen! Zehn, fünfzehn, zwanzig und mehr«, seufzte Bonal. Wobei die Vorstellung, bis ins Grab grün zu bleiben, ihn aufmunterte und ihm, süß und flüchtig, eine junge *femme-jardin*\* aus Nan Campêche ins Gedächtnis rief, die ihm, fleißig, zärtlich,

\* Konkubine eines Grundbesitzers, die für ihn eine Parzelle Land bestellt.

mit kräftigen Schenkeln, zwei Söhne geschenkt hatte. Er lächelte, fuhr sich mit der Hand leicht über seinen dichten Bart und ging schneller, den Bildern in seinem Kopf scheinbar nachjagend, trotz der Frambösie, die ihm die linke Ferse zerfraß.

Da er aber fürchtete, von den Marines verprügelt und zu ihrem berüchtigten Arbeitsdienst gezwungen oder, schlimmer noch, ohne Vorwarnung erschossen zu werden, weil sie ihn für einen Caco-Rebellen\* hielten, entschied Bonal sich anders. Mit Angst im Bauch, aber wildkatzenwendig erklimm er lieber die steilen Pfade. Sie war ihm wohl vertraut, diese Angst im Bauch, die man zähmen, im Zaum halten musste. Schmerzhaft beißende Angst. Angst, die einen unentwegt im Würgegriff hielt. Die uns umgab wie eine zweite Haut. Die uns eingepflanzt war wie ein Herz. Die Angst, ein eigenes Herz. Neben dem für Liebe, fürs Teilen, für Lachen, Weinen oder Wut. Und so ging Bonal, statt auf breiten, öffentlichen Wegen, lieber allein. Durch Dickicht und Dornestrüpp. Unsichtbarem entgegen. Dorthin, wo niemand uns suchen kommt. Dorthin, wo die Schatten sind: in den Blicken der Tiere, unter der Rinde der Bäume, im pfeifenden Wind, unter Laub, im Stein unterm Humus. Er berührte die leichte Schwelung unter seinem linken Arm und machte sich auf seinen Weg durchs Unterholz, in dem ihm eigenen Licht. Wo er eins werden konnte mit dem Atem und dem Raunen der Elemente. Wo er alles und nichts zugleich sein konnte. Wo Gran Bwa\*\* über seine Kinder wacht und die Angst bezwingt. Wo er sie zum Schweigen bringt. Bonal summte vor sich hin, wiederholte mehrmals, unbewusst:

*Gran Bwa o sa w té di m nan?*

*Mèt Gran Bwa koté ou yé?*

Grand Bois, was hast du mir gesagt?

Grand Bois, wo bist du?

Und er ging weiter, leichtfüßig, leicht ...

\* Rebellen, die sich in den Jahren 1915 und 1920 gegen die Besetzung durch die US-Amerikaner erhoben.

\*\* Gott der Bäume und der Wälder.

Auf der Straße nach Baudelet angekommen, ging Bonal langsamer, um keinen Verdacht zu erregen, und setzte unser Stadtgesicht auf, das des dümmlich breit grinsenden Bauern, abgestumpft vom Hunger und obskuren Gottheiten. Das des Bauern, der nichts weiß, nichts sieht, nur lacht und nie nein sagt.

Bonal machte, wie bei jedem seiner seltenen Besuche in Baudelet, Station im Kaufhaus der Frétyllons, nicht weit vom Markt gelegen. »Der haitianische Bauer ist ein Kind, sag ich Ihnen. Ein Kind!«, wiederholte Albert Frétyllon gern und zupfte dabei an seinem dichten Schnurrbart. Und wir, zu Boden blickend, pflichteten ihm durch wiederholtes Nicken stets bei. Das beruhigte Albert Frétyllon, der die Daumen hinter seine Hosenträger legte und, um uns besser von oben herab betrachten zu können, den Hals leicht reckte, dann seine Brille zurechtrückte.

Die beiden Frétyllon-Söhne François und Lucien und ihre einzige Schwester Églantine, behandschuht und behütet, hatten nach Frankreich eingeschifft, auf einem der großen Dampfer, die regelmäßig in Baudelets Hafen anlegten, um die Handelshäuser beiderseits des Atlantiks reich zu machen. Den Grundstein für Albert Frétyllons Vermögen legte, vor zwei Generationen, sein Großvater aus La Rochelle, der sich in Baudelet niedergelassen und in der Hafenstadt eine Linie von Mulatten gezeugt hatte, Provinzbürger. Neben seinem Kaffeehandel brannte Albert Frétyllon in einer *guildive*\* am Stadteingang den besten Clairin der Welt. Sobald der Schnaps in der Hausbrennerei gezapft war, verbrachte er die meiste Zeit auf der Galerie seines Hauses, neben dem Kaufhaus, das seine Frau betrieb. Der *commandant laplace*\*\* , der Richter des Zivilgerichts und der Direktor der einzigen Schule von Baudelet versammelten sich dort mit anderen Zeitgenossen, um sich in lyrischen Höhenflügen und Glaubensbekenntnissen zu ergehen.

\* Destille.

\*\* Initiierter, der bei Voodoo-Riten als Zeremonienmeister fungiert.

An jenem Mittag, nach dem Erwerb von Bonals Ländereien, hatte Anastase Mésidor sich ihnen und ihren hitzigen Tiraden bereits angeschlossen. Die Ereignisse der letzten Monate beschäftigten die Männer noch immer. Wieder erinnerte der Schuldirektor an die von der amerikanischen Luftwaffe bombardierten Städte, an das blutige Debakel der Caco-Rebellenführer: Charlemagne Péralté ermordet, dann, mit nacktem Oberkörper tot an eine Holztür gebunden, öffentlich zur Schau gestellt, und Monate später auch Benoît Batrville umgebracht. Man ereiferte sich. Die einen, unter ihnen der Zivilrichter, betonten ihr Ehrgefühl und, mit Schlägen auf die geschwellte Brust, ihre überschwängliche Liebe fürs Vaterland. Die anderen, wie der *commandant laplace* und Anastase Mésidor, priesen die Wohltaten jener zivilisatorischen Präsenz, die den Bruderkämpfen der Wilden, die wir seien, endlich ein Ende setzen würde. »Ja, wir alle sind Wilde!«

Als Anastase »Wilde« sagte, sah er Bonal vor dem Laden stehen und deutete mit einem Nachdruck auf ihn, der nicht dazu angetan war, ihn zu beruhigen. Albert Frétillon hatte allen vertretenen Ansichten zugestimmt. Ausnahmslos allen. Gedeih und Fortbestand seiner Geschäfte gründeten auf seiner Skrupellosigkeit und der tiefen Überzeugung, dass wir Bauern nie erwachsen werden würden.

Bonal zog seinen alten Strohhut und schenkte der Runde sein breitetes Lächeln. Er hätte sich, wie sonst auch, den geschraubten Konjunktiven und den lateinischen Einsprengseln dieser Herren hingegeben, bis ihm schwindelig geworden wäre, sofern ihn seit dem Verlassen des Notariats nicht eine eigenartige Ahnung befallen hätte, die der auf ihn gerichtete Finger verstärkte. Folglich beschloss er, auch diese Sorge in dem Clairin zu ertränken, von dem er seit dem Verkauf seines Ackerlands träumte. In echtem Clairin.

Beim ersten Schluck, gleich am Ausgang von Baudelet, dachte er selbstverständlich an das Legba darzubringende Opfer, das den Gottheiten der Familie den Weg bahnte, an das Opfer für Agwé,

damit die See sie noch lange ernährte, und an das für Zaka\*, auf dass Gärten und Felder noch ergiebiger würden.

Schon erschien die Erde ihm leichter, schien die Sonne im Zenit eine reine, klare, entvölkerte Welt gezeichnet zu haben. Beschwingt machte er sich auf den Weg durchs Unterholz, Richtung Anse Bleue.

Bonal verschwand noch am selben Tag. Ohne Zaka, ohne Agwé, ohne Legba. Wer von uns keinen Ärger mit den Mächtigen wollte, schrieb Bonals unerklärliches Verschwinden seiner Trunkenheit zu. Andere beteuerten, Männer auf Eseln gesehen zu haben, die Bonal vermutlich erst um sein Geld und dann um sein Leben gebracht hatten.

Wieder andere erwähnten eine Ziege am Wegesrand, die deutlich gesprochen und dabei zwei Goldzähne habe sehen lassen. Manche schworen, sie hätten eine alte Frau gesichtet, die, gewandt wie ein junges Mädchen, seltsame Schritte vollführte und dann in der Schlucht verschwand. All das unter den teilnahmslosen Blicken zweier Marines, die ihre imposanten Gewehre über der Schulter trugen.

Und alle schmückten wir unsere Schilderungen aus, immer weiter aus ...

Um möglichst über jeden Verdacht erhaben zu sein, sandte Anastase Mésidor einen berittenen Boten zu Dieula Clémestel, der Mutter von Bonals vier Kindern: Orvil, Philogène, Nélius und Ilménèse. Doch Dieula biss vor Zorn bereits so stark die Zähne zusammen, dass sie kein einziges Wort hervorbrachte. Nicht eines, während der ganzen Zeit, die der Bote an der Schwelle ihres Hauses stand und linkisch seinen Hut in den Händen drehte.

»Ehre\*\*, Madame Bonal! Anastase Mésidor schickt mich, Ihnen auszurichten ...«

\* *Legba*: Gott der Wege. *Agwe*: Gott der Meere. *Zaka*: Gott der Erde, der Gärten und der Bauern.

\*\* *Ehre (honneur)*: traditionelle Grußformel. Man erwidert den Gruß mit »Respekt«.

Dieula reagierte nur, indem sie bedächtig ihre Pfeife anzündete. Sehr bedächtig. Sie nahm drei kräftige Züge, hielt den Kopf gesenkt. Dann spuckte sie so laut und auffällig aus, dass der Mann sich auf der Stelle verabschiedete. Er wagte nicht einmal, sich umzudrehen, bevor er auf seinem Pferd am Ende des Pfads verschwand. Diese Szene hatte ihm, wie Olmènes Vater Orvil später noch oft wiederholen würde, den ersten starken, unauslöschlichen Eindruck davon vermittelt, was er war und wofür dieser Bote stand. Davon, was groß war und was nicht. Was stark und was schwach war. Vom Jäger und vom Gejagten. Von dem, der vernichtet, und dem, der zermalmt wird. Orvil Clémestral war damals erst zwölf Jahre alt. Er und seine jüngere Schwester Ilménèse hatten sich in die Röcke ihrer Mutter gekauert.

Am selben Abend war Dieula Bonal im Traum erschienen, »so wahr wie ich dich hier vor mir sehe«, hatte sie ihren Kindern und uns gegenüber beteuert. Und Bonal hatte ihr alles erzählt. Absolut alles: vom Verkauf des Grundstücks, von den versteckten Pfaden nach Baudelet, vom auf ihn gerichteten Finger, vom Kauf des Clairin und vom stechenden Schmerz im Rücken auf dem Heimweg. Verursacht von der Spitze eines langen Messers. Und dann nichts mehr. Nichts mehr.

Tags darauf ging sie mit Orvil, ihrem ältesten Sohn, im Morgengrauen und ohne das geringste Zögern, genau zu der Stelle, an der Bonals Leiche lag: am Grunde einer Schlucht, zwischen Brombeer- und Bayahonda-Gestrüpp. Bonals Taschen waren leer und den schon aufgedunsenen Körper umschwirrten Fliegen. Wir waren wie benommen, schockiert, aber nicht im Mindesten überrascht. Dieula bestätigte uns nur, wie mächtig Träume waren und wie stark und belastbar die Maschen, die uns mit den Unsichtbaren verbanden. Wir haben uns unseren Schmerz von der Seele geschrien und waren dann still. Fanden zu unserer Gelassenheit zurück. Zu unserer Zurückhaltung. Zu dem uns Bauern eigenen Schweigen.

Der Ritus für Bonal fand ohne Trommeln statt. Ohne Klageweiber. Unterdrückte Tränen. Keine herzerzerrenden Frauenschreie. Keine schrillen Erinnerungen an herausragende Ereignisse im Leben des Verstorbenen. Nur Seufzen und Flüstern, während

Körper sich ruckartig vorwärts und rückwärts bewegten. Priester, Polizisten und Marines erfuhren nichts davon. Ein düsterer und trauriger Ritus, nur begleitet vom monotonen *asson*\*, von Gebeten, Kummer und Gesängen, die zwischen Kehle und Mund stecken blieben. Trotz der drei Bonal ins Ohr geflüsterten heiligen Worte und obwohl Dieula, die namhafte *mambo*, all ihr Können aufwandte, bestimmte der Verstorbene niemanden von uns, um seinen *mèt tèt* zu empfangen und Erbe und Blut zu bewahren. Der *désounin*\*\* war gescheitert, Bonal war fortgegangen und hatte seine Geister mit sich genommen. Die ihn leiteten, über sein Haus herrschten und den *lakou*\*\*\* beschützten. Und wir wussten nicht genau, ob er alle unsere Botschaften an unsere Toten, an unsere *lwas*\*\*\*\* und an alle unsere Unsichtbaren gehört hatte. Weshalb wir alle um den Schutz und das Leben des *lakou* bangten. Wir bangten um jeden von uns.

Nachdem Bonal in der Nähe seiner Hütte beerdigt worden war, beschwor Dieula einen ganzen Tag und eine ganze Nacht lang alle ihre Unsichtbaren. Alle. Ihre Götter und ihre Geister. Die Unsichtbaren väterlicherseits und die mütterlicherseits. Die Tapferen, die Liebenden, die Weisen, die Mitfühlenden, die Gefürchteten: Ogou Kolokosso, Marinette Pyé-Chèch, Grann Batala Méji, Bossou Trois Cornes, Ti-Jean Péto, Erzuli Dantò und all die anderen ...

Am übernächsten Tag saß Dieula auf ihrem niedrigen Stuhl, an die Tür ihrer Hütte gelehnt, und war in einen sonderbaren, offenbar von weit her kommenden Sprechgesang vertieft. Er kam nicht aus ihr selbst, nein, er kam von weiter her. Aus dem Herzen der Erde. Er lief durch ihre Beine, drehte ihr die Eingeweide um. Und aus ihrer Kehle stieg er wie ein Faden, in den hohen Tönen sogar übers Firmament hinaus. Keiner von uns wagte sie zu

\* Bei Voodoo-Zeremonien als rituelles Zepter dienende Rassel in Form einer ausgehöhlten, mit kleinen Knochen gefüllten Kalebasse.

\*\* *Mambo*: Voodoo-Priesterin. *Mèt tèt* («Herr des Kopfes»): Gottheit, zu der jemand eine besondere Beziehung hat. *Désounin*: Zeremonie, durch die ein Verstorbener sich von seinem *mèt tèt* lösen soll.

\*\*\* Wohnbereich für die Großfamilie.

\*\*\*\* Bezeichnung für die Gottheiten im Voodoo.

stören, aus Angst, wir könnten den Faden zerreißen. Sie summte, wieder und immer wieder:

*Yo ban mwen kou a*  
*Kou a fè mwen mal o!*  
*M ap paré tann yo*  
Sie haben mich geschlagen  
Der Schlag tat mir sehr weh!  
Ich werde es ihnen heimzahlen

Dann erhob sie sich langsam, schlüpfte in ein Kleid aus grober blauer Baumwolle, band sich ein rotes Tuch um den Kopf, ein zweites um die Taille und hängte einen Emailbecher, die leere Hälfte einer kleinen Kalebasse und einen Beutel mit ihrer Pfeife und etwas Tabak daran. Sie rief ihren ältesten Sohn Orvil zu sich, sagte ihm, sie habe etwas zu erledigen und werde bald wiederkommen. Wir sahen sie hinterm Morne Peletier verschwinden. Ohne Geld, ohne Brot und ohne Wasser wanderte sie durch Gerümpel, Bayahonda-Dickicht und Unterholz und erbettelte sich auf ihrem Weg Essen und Schlafstätten, denn sie wollte Buße tun und ihre Götter um Erhörung anflehen.

Einen Tag, bevor ein Orkan losbrach, kehrte Dieula heim, nachmittags, unter einer bedrohlichen Wolkenkette. Sie mochte nicht von den Fluten des gefürchteten Flusses Mayonne weggespült werden, so hatte sie uns ihre Rückkehr begründet. Ihre Buße hatte einen langen Monat gedauert. Der Beweis dafür waren ihre schwer geschundenen Füße und ihr Schmerz im unteren Rücken. Wir haben gerufen, geweint, getanzt und gelacht, als sie wiederkam. Wir hatten alle auf sie gewartet, voller Zuversicht, aber auch bang. Dieula war zwar erschöpft, doch ihre Augen waren so klar wie der Himmel nach einem Regenschauer. Als seien sie in der Zeit, in der wir sie nicht gesehen hatten, in Licht getaucht gewesen. Oder in Feuer. Oder in beides.

Mühsam ließ Dieula sich auf ihrem niedrigen, mit Stroh bespannten Stuhl an der Schwelle ihrer Hütte nieder, hatte blutige Füße, mit Blasen übersät, in ihren Sandalen, deren dünnes Leder der Staub der Wege und das Wasser der Flüsse und Bäche

ramponiert hatten. Sie legte die Sandalen ab, bat Orvil um eine Schüssel Wasser, den Schmerz ihrer Füße zu lindern, und verlangte zu essen und zu trinken. Sie verschlang eine ganze Schale voll Mais mit schwarzen Bohnen und Bananen, während Orvil und Philogène hinter ihr und die beiden Kleinen links und rechts von ihr standen.

Vier Tage nach ihrer Rückkehr starb Anastase Mésidors vierter Sohn, zwei Jahre nach Tertulien geboren, unerwartet. Typhus, Vergiftung, eine fulminante Meningitis? Die Mésidors haben nie erfahren, woran er starb. Ohne ein einziges Wort darüber zu verlieren, glaubten wir in Anse Bleue, Ti Pistache und Roseaux felsenfest und glauben bis heute, dass Dieula Clémestral den Tod an der Hand genommen hat und er ihr gehorsam zu den Mésidors gefolgt ist.

Nachdem Bonal, unser damaliger *danti*\*, gestorben war, bestand das Leben im *lakou* aus Vorsicht und Wachsamkeit. Wir schwankten und hatten Angst zu fallen, bis zu dem Tag, an dem Bonal seinem Bruder Prémumé Lafleur im Traum erschien. Der versammelte uns alle am frühen Morgen vor seiner Hütte und schilderte uns seinen seltsamen Traum: »Ich sah Bonal auf mich zukommen, kerzengerade. Dieula ging vor ihm her, sah aber kleiner aus als sonst, und Orvil, mit breiter Brust, führte sie beide.« Während Prémumé Lafleur erzählte, was er geträumt hatte, liefen Dieula Tränen übers Gesicht. Sie war erleichtert und voller Zufriedenheit. Prémumé fuhr fort: »Ich stand da, starr vor Schreck. Und als ich den Fuß hob, um auf meinen Bruder zuzugehen, verschwand er überm Wasser und deutete auf Orvil. Und Dieula weinte und weinte, so wie sie's jetzt tut, hier vor unseren Augen.« Wir alle glaubten Prémumé aufs Wort und akzeptierten Bonals Wunsch, demzufolge Orvil sein Nachfolger und der neue *danti* des *lakou* sein sollte.

Dieula leitete mehrere Zeremonien zu Ehren der Götter, bis Orvil alle Stufen seiner Initiation durchlaufen hatte und schließlich den *asson* entgegennahm. Das geschah wenige Wochen vor der

\* Oberhaupt eines *lakou*, hat große Entscheidungsbefugnis.

Abreise seines Bruders Philogène nach Kuba, ein Jahr vor Dieulas Tod und drei Monate nach dem Abzug der Amerikaner von der Insel.

Orvil wurde unser *danti* und hatte ein Auge auf alles: auf den Fischfang, die Arbeit in den Gärten, die Strafen, die Riten, er sorgte für unseren Schutz vor denen, die mächtiger waren als wir, wie die *Mésidors*, die *Frétilions*, der *commandant laplace*. Für unseren Schutz vor all jenen, die uns bis aufs Haar gleichen, aber nicht wir sind. Die nicht aus dem *lakou* kommen. Er wachte darüber, dass der Ehrgeiz keines der Herzen des *lakou* befiel. Keines. Wir waren Äste desselben Baums, fest an denselben Stamm geschweißt, und das sollten wir auch bleiben. Doch auch als *danti* vermochte Orvil nichts auszurichten gegen die ersten offenen Wunden, aus denen Erdenblut floss. Gegen die ersten an den Flanken der Hügel hervortretenden Narben. Gegen die austrocknenden Flüsse, die zu Rinnsalen wurden, schmaler und schmaler. Gegen Erde und Steine, die sich zu Füßen all der Hänge immer höher türmten, je stärker wir sie abholzten. Gegen immer heftiger wütende Stürme. Gegen immer verheerender auf sie folgende Dürren. Gegen die, die fortgingen, sich vom Baum trennten, nicht aus Ehrgeiz, aber aus einem sehr ähnlichen Grund. Orvil war machtlos gegenüber diesen Ereignissen, die offenbar nur den geraden, schnurgeraden Weg vorzeichnen wollten, auf dem es kein Zurück gab.